

# Der Tod soll uns das Leben lehren

Das Sterben wurde aus unserem Alltag verdrängt. Es soll aber einen Platz in unserer Welt einnehmen. Von Daria Pezzoli-Olgiati

Die Corona-Pandemie hat den Tod ins Zentrum des Lebens gerückt: als Erfahrung, als Problem, als Gefahr. Stellt er die absolute Steigerung jeder Erfahrung von Einsamkeit dar? Der Tod ist ein Phänomen, das uns herausfordert, als Individuen wie als Gemeinschaft. Erfahrungen des Todes und der Sterblichkeit von anderen führen uns die Flüchtigkeit des eigenen Lebens vor Augen.

Der Tod ist sicher, aber nicht planbar. In der christlichen Kunst wird er häufig als Skelett dargestellt, mit einer Sense oder Sichel in der Hand oder mit Pfeil und Bogen: eine Personifizierung des Lebensendes, das jederzeit eintreten kann. Unabhängig von Alter und Geschlecht, von sozialen, politischen, ethnischen, religiösen oder sonstigen Zugehörigkeiten eines Menschen: Das Leben ist begrenzt, der Tod trotz allen medizinischen Fortschritten unausweichlich. Der Tod ist absolut, universal.

Die Corona-Krise hat den Tod, den wir an den Rand unseres Tuns und Denkens drängen, wieder zum zentralen Thema gemacht. Die Fragilität unseres Körpers wird uns täglich vor Augen geführt. Durch Zahlen und Statistiken in den Nachrichten; in den zahlreichen Todesnachrichten, die wir erhalten, in beeindruckenden Bildern, die überall zu sehen sind.

## Zwischen Leben und Tod

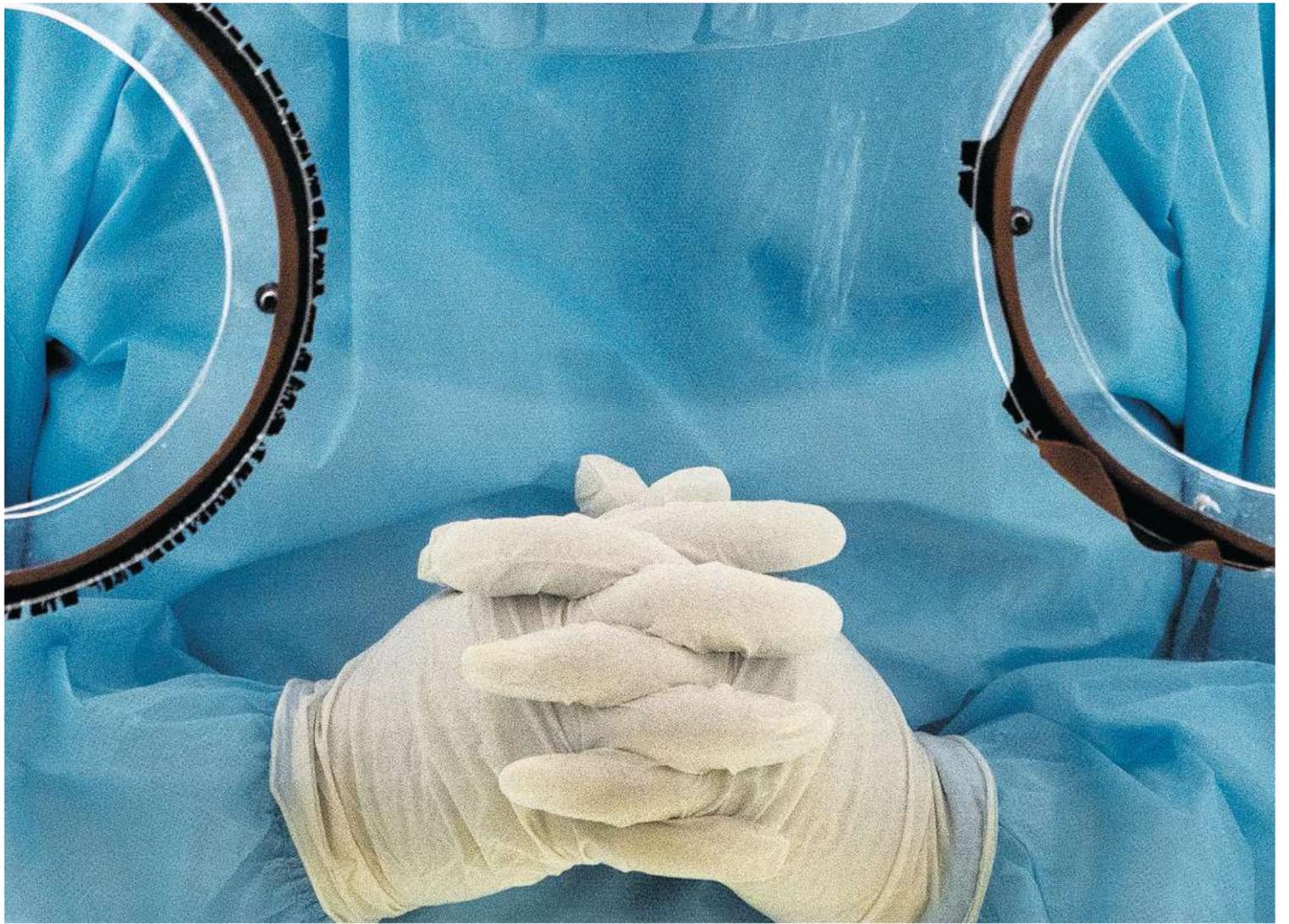
Fotografien aus Norditalien, die um die ganze Welt gingen, sind zum bedrückenden Sinnbild für den Einbruch des Todes in den Alltag geworden. Särge liegen, aufgereiht, in einer zur Aufbahnhalle umfunktionierten Kirche. Während Priester die Toten segnen, dokumentieren Medienleute das Geschehen. Vor der Kirche warten Einheiten der Armee darauf, die Särge in die Krematorien der angrenzenden Regionen zu transportieren.

Diese Bilder sind ein Jahr alt. An Aktualität haben sie leider nichts verloren. Besonders verstörend an ihnen ist die Spannung zwischen den Individuen, die wir in diesen Särgen vermuten, und den nur noch als Zahl fassbaren Toten, von denen wir jeden Tag hören. Dazu kommt der Kontrast zwischen der Einsamkeit dieser Verstorbenen im Übergang zwischen Leben und Tod und dem Wunsch, Sterbende persönlich zu begleiten und würdig zu beerdigen, im Kreis von Angehörigen und Freunden. Wer möchte schon allein in einer Intensivstation aus dem Leben scheiden, um dann auf einem Militärlastwagen ins Krematorium gebracht zu werden?

Religiöse Traditionen verarbeiten Tod und Sterben auf vielfältige Art. Rituale und Bräuche können als Reservoir eines umfassenden Wissens über den Umgang mit dem Unabwendbaren betrachtet werden. Das Bedürfnis, Orientierung zu stiften, der menschlichen Existenz einen Sinn zu geben, hat immer mit der Begrenztheit des Lebens zu tun. Das Leben ist kostbar, gerade weil es begrenzt ist, weil es einen Anfang und ein Ende hat. In der europäischen Religionsgeschichte wird das Leben häufig als Weg und der Mensch als Pilger dargestellt, der diesen Weg geht. Die Zeitspanne zwischen Geburt und Tod wird als Lebensweg verstanden, der jederzeit durch den Tod beendet werden kann.

## Die Kunst des Sterbens

Bis ins frühe 20. Jahrhundert war das Sterben im Leben jedes Menschen gegenwärtig und mit materiellen Praktiken und Ritualen im Alltag verankert. Seit dem späten Mittelalter zirkulierten Texte und Bilder zur Ars Moriendi, zur Kunst des Sterbens. Sie sollte helfen, dem Tod gegenüber zu einer angemessenen Haltung zu finden und sich auf ein gutes Sterben vorzubereiten. Der Tod wurde als Schwelle verstanden, als Übergang zwischen verschiedenen Formen der Existenz im Diesseits und danach im Jenseits.



Religiöse Traditionen verarbeiten Tod und Sterben auf vielfältige Art. Rituale und Bräuche sind das Reservoir eines umfassenden Wissens über den Umgang mit dem Unabwendbaren.

EZRA ACAYAN / GETTY

Eine Art Didaktik des Todes also, hinter der ein bestimmtes Menschenbild steht: Das Leben wird verstanden als stetige Spannung zwischen Gut und Böse, zwischen göttlichen und teuflischen Kräften. Der Mensch, der Pilger, galt als Sünder. Nach dem Tod wurde er vor das göttliche Gericht gestellt, wo über die Bedingungen seines jenseitigen Daseins bestimmt wurde, unmissverständlich und unabänderlich.

Diese mittelalterlichen Vorstellungen haben unsere Art, den Tod zu verstehen, nachhaltig beeinflusst. In den verschiedenen christlichen Konfessionen wurden sie sehr unterschiedlich interpretiert und geformt. Dennoch ist die Vorstellung des Todes als Übergang von einem Dies- zu einem Jenseits nach wie vor verbreitet, nicht nur in christlichen Gemeinschaften und in anderen religiösen Traditionen, sondern auch in der Populärkultur, in der Kunst und in Jugendszenen.

## Die Erfahrung einer Grenze

Religiöse Traditionen haben ein besonderes Wissen über den Tod als Grenzerfahrung entstehen lassen, das über die Zeiten gepflegt und weitergegeben wurde. Angesichts des heutigen, von der Pandemie bestimmten Umgangs mit Tod und Krankheit spricht die Religionswissenschaftlerin Birgit Meyer von Religion als einer Art von kulturellem Archiv. Jenseits jeder «Religionsromantik» weist sie auf die Bedeutung dieses umfangreichen kulturellen Repertoires hin, in dem vielfältige Erfahrungen, Reflexionen und Zugänge zu den Grenzerfahrungen von Tod und Krankheit gesammelt sind.

Vielleicht könnte dieser Fundus auf unsere offensichtlichen Defizite im Umgang mit Menschen-, Lebens- und Todesbildern aufmerksam machen. Wir tendieren dazu, den Menschen als individuellen Kosmos zu betrachten, der allein und isoliert vor Krankheit und Tod steht. Das Coronavirus hat aber ge-

zeigt, dass wir vernetzt sind, dass unsere Körper durchlässig sind. Es lehrt uns, dass der Tod nach wie vor jederzeit eintreten kann. Und dass wir, trotz allem Wissen und aller Technik, zerbrechliche Wesen sind. Die Erfahrung des Todes bleibt fundamental, und sie ist auch für die vielfach ausdifferenzierte und pluralisierte Gesellschaft der Gegenwart prägend: Dies mag banal klingen, aber es ist folgenreich.

## Künstlerische Phantasie

Der Tod ist die Erfahrung einer Grenze, von der wir nur die eine Seite kennen können: Wir erleben, wie das irdische Leben von Menschen endet. Was danach geschieht, wissen wir nicht aus direkter Erfahrung. Es gehört in den Bereich religiöser Imagination und künstlerischer Phantasie. Je nach Kultur, Zeit und Ort wird das Leben nach dem Tod verschieden beschrieben. Die Vielfalt der Vorstellungen ist eindrücklich.

Die Toten werden von den Lebendigen getrennt. Der tote Körper muss beseitigt werden, dieses Element ist allen Bestattungskulturen gemeinsam. Der Bereich der Lebenden muss von dem der Verstorbenen geschieden sein. Der Friedhof ist der gesellschaftliche Raum, in dem die Toten gegenwärtig sind. An diesem Ort, an dem man die Entwicklungen von Bestattungsformen und -ritualen im Lauf der Jahrhunderte ablesen kann, wird das Spannungsfeld zwischen dem Einzelnen und dem Kollektiv differenziert artikuliert.

Im Friedhof wird der Tod materiell repräsentiert. Friedhöfe sind durch eine Mauer umgrenzt, die den Sitz der Verstorbenen auch in den modernen Städten von weitem sichtbar markiert. Die Gräber zeigen die Einzigartigkeit und Individualität der Toten, geben Auskunft über Name, Alter, Todesdatum, Verwandtschaftsbeziehungen oder Beruf und soziale Zugehörigkeit. Zugleich verweisen sie auf die Sterblichkeit, auf die allen gemeinsame *Conditio humana*.

Der Friedhof zeugt von einer Gesellschaft von unterschiedlichen Gleichen.

Über die mit Tod und Vergänglichkeit verbundenen Rituale stellt die Pandemie eine wesentliche Dimension des Sozialen infrage: die Rolle des öffentlichen Raums, die unabdingbare Funktion von Orten, die wir teilen, in denen wir Gemeinschaft erleben können. Sie sind uns abhandengekommen. Das Leben kann sich nicht mehr auf Plätzen, in Stadtzentren, an den Orten der Kultur und des Politischen oder in Restaurants entfalten. Nicht einmal gemeinsam auf einem Friedhof zu trauern, ist möglich. Der Zugang zu öffentlichen Orten ist strikt reguliert. Geplante Begegnungen sind erschwert, spontane Begegnungen oft gar nicht mehr möglich. Die eigenen vier Wände werden nur noch durch digitale Räume erweitert.

## Eine nachhaltige Ars Vivendi

Die Einsamkeit des Lebens in der Pandemie, die drastische Reduktion der Orte, an denen wir uns aufhalten und einander begegnen können, ist eng mit der Vorstellung des Todes verknüpft: Unser fragiler, durchlässiger Körper muss in unseren Wohnungen, die zu «Containern» geworden sind, eingesperrt sein, damit wir nicht krank werden oder sterben. Es ist eine extreme Variante des «Memento mori», der stetigen Erinnerung an den Tod, die wir heute durchmachen. Vielleicht sollten wir daraus nicht nur die *Ars Moriendi* aus der Religionsgeschichte Revue passieren lassen, sondern uns, angesichts der Flüchtigkeit des Lebens, eine neue, für die Gesellschaft nachhaltige *Ars Vivendi* aneignen.

Daria Pezzoli-Olgiati ist Professorin für Religionswissenschaft und Religionsgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Der Text ist die gekürzte Fassung eines Referats, das im März dieses Jahres an der Tagung «Einsamkeiten» der Stiftung Lucerna in Luzern gehalten wurde.